

„Wir stecken bis zu den Augen im Schlamm“ Der Briefwechsel der Markgrafen Gonzaga von Mantua (ca. 1475- 1500) als mögliche Quelle für Krankheitserfahrungen

Christina Antenhofer

Einleitung

„Illustrissima madona mia madre etc. Ringratio grandemente la illustrissima s(ignoria) vostra del dono la ne ha fatto ala illustre mia sorella e me di quelli pomi aranzi. Sono venuti tropo a tempo e benchè da Padoa se ne potesse pur haver quando fusse stato bisogno non sono perhò cossí belli ne ce sono mandati da tal donatore qual questi che ce fa esser il presente più che gratissimo. M'è stato sing(o)lar contento intender il ben star di vostra illustrissima s(ignoria) cossí pregio el nostro signor e redentore Jesu Christo la conservi a longo tempo. Cercharemo etia(m) dio la illustre mia sorella e me di aiutarsi e conservarsi sane ne vostra ex(cellentia) ha più a dubitare che spero in dio reveniremo tute contente a casa. Stemo ogni dí tute due nel fango fin ali ochii senza uno disturbo e despiacer al mundo spero ne deba reuscire nel avenir e bon frutto e b(e)n(e)fcio assai sichè seguiremo cum la dio gratia fin quanto parerà a vostra illustre s(ignoria) de revocarni ala cui gratia sempre me raccomando. Ex balneis Sancte Helene 10 maii 1475. Illustrissime d(ominationis) vestre filia & servitrix Cecilia cum r(ecomendatio)ne”.¹ (ASM AG b. 2102bis, c. 607)²

Im April 1475 machen sich die 24-jährige Cecilia de Gonzaga und ihre 11-jährige Schwester Paula auf eine längere Kurreise, die sie in die Bäder von Abano („Ebano“) in der Nähe von Padua, S. Elena bei Este und Quistello im Gebiet des Mantovano führt und bis zum August desselben Jahres dauert. Begleitet werden die beiden Fürstentöchter aus Mantua von mehreren Familiaren³, darunter auch ein Arzt. Diese schicken ebenso wie die Töchter regelmäßig Briefe an die Mutter, Barbara von Brandenburg, nach Mantua, die sowohl über die Reise als auch über den Verlauf der Kur und den Gesundheitszustand der Töchter jederzeit genauestens unterrichtet sein will. – Es ist Cecilia, die hier ihrer Mutter schreibt und sich für die Orangen, die diese den Töchtern geschickt hatte, bedankt. Der Brief beginnt zunächst im Stil eines typischen Dankeschreiben; gegen Ende entwickelt er sich jedoch hin zu einem Lagebericht, der sehr direkt die Situation im Bad wiedergibt und beinahe an moderne Postkarten erinnert: Man erhält eine Momentaufnahme der beiden Fürstinnen bei ihren Fangobä-

dern, wo ihnen der Schlamm regelrecht bis an die Augen reicht. Nach dem Dank und der Sorge um das Wohlergehen der Mutter dominiert im Brief vor allem das Bemühen der Töchter, den Badaufenthalt bestmöglich zu nutzen und dem Wunsch der Mutter entsprechend so lange mit der Kur fortzufahren, wie es dieser gut erscheine.

Der kurze Briefwechsel aus dem Bad ist nur eine Episode aus einem dichten Quellenkorpus, das im Archiv der Gonzaga im Staatsarchiv von Mantua überliefert ist. Die Kommunikation über Briefe spielte in den Fürstenfamilien Oberitaliens eine zentrale Rolle; die daraus resultierenden Briefarchive bieten heute Quellenmaterial für vielfältige Forschungsfragen. Gerade das Archiv der Gonzaga stellt einen regelrechten Glücksfall dar: Markgraf und Markgräfin waren häufig räumlich getrennt und schickten sich mehrmals am Tag Briefe, um sich über verschiedenste Angelegenheiten auszutauschen. Aber auch die Kinder und Familiare waren in den Briefwechsel eingebunden, ganz zu schweigen von den Netzwerken, die sich über Italien und jenseits der Alpen bis ins Reich und nach Dänemark erstreckten. Da die Gonzaga sich von der Erlangung der Herrschaft im 14. Jahrhundert bis zu ihrer Absetzung 1708 in Mantua halten konnten, blieb das Archiv auch von Teilungen großteils verschont. Somit verfügt dieses Archiv heute über einen relativ geschlossenen und überaus dichten Quellenbestand, der in den letzten Jahren immer mehr von der internationalen Forschung entdeckt wird.⁴

Dieses Interesse der Forschung an den Briefen der Gonzaga gliedert sich ein in ein generelles, neu erwachtes Interesse, das die Forschung seit gut zehn Jahren dem Medium *Brief* zuwendet. Gründe dafür gibt es mehrere: das Interesse für die Alltags- und Mentalitätsgeschichte, die den Brief als „Selbstzeugnis“ oder „Egodokument“ – als das er sich auf den ersten Blick verführerisch zu präsentieren scheint – in Anspruch nimmt; die Kommunikationsgeschichte, die historische Perioden verstärkt nach Kommunikationsrevolutionen gliedern möchte – der Brief markiert dabei so zentrale Epochen wie das 15./16. oder 18./19. Jahrhundert, die massive Erneuerungen in der Kommunikation verzeichneten. Nicht zuletzt mag auch das Verschwinden des Briefes in der aktuellen, von der digitalen Revolution geprägten Kommunikationskultur eine Rolle bei der neuen Aufmerksamkeit für dieses alte Medium spielen. Schließlich hat die seit dem *linguistic turn* wachsende Aufmerksamkeit für die Vermittlung von Geschichte(n) über Sprache und Texte auch dem Brief eine neue Bedeutung zuerkannt und ihn etwa für das Mittelalter aus dem Schatten der Rechtsquellen herausgeholt.

Mit diesem Interesse für den Brief sind jedoch zugleich auch methodische Probleme verbunden, die seine Auswertung betreffen. Schnalke etwa spricht vom „verführerischen Faszinosum“ des Briefes, das die Historikerin und den Historiker dazu verleitet zu denken, hier würde ein historisches Subjekt unmittelbar zu ihr/ihm sprechen und sich offenbaren.⁵ Der suggestiven Kraft der Unmittelbarkeit, die der Brief auszuströmen scheint, widersprechen in gewisser Hinsicht die nach wie vor vergebli-

chen Versuche, dieses schillernde Medium definitorisch und begrifflich zu fassen. Bezeichnenderweise gibt es derzeit nur zwei Standardwerke im deutschsprachigen Raum, die sich mit dem Brief in umfassender Weise beschäftigen: Steinhausens grundlegendes zweibändiges Werk zur Geschichte des deutschen Briefes von 1889 fand lange Zeit keinen wirklichen Nachfolger und gilt nach wie vor als das Standardwerk. Hinzuzufügen ist das kleine Überblickswerk aus germanistischer Perspektive, das Reinhard M.G. Nickisch 100 Jahre später, nämlich 1991, publizierte.⁶ So ist dem Urteil von Weyrauch zuzustimmen, wenn er mit Blick auf die Situation der Briefforschung feststellt, dass nach wie vor weder die Kulturgeschichte noch die Literaturwissenschaften den Gegenstand voll im Griff haben.⁷

Dieser Beitrag verfolgt zwei Anliegen: Zunächst soll – ausgehend von meiner Auseinandersetzung mit Briefen als historischen Quellen für das späte Mittelalter – eine methodische Reflexion der Gattung *Brief* gegeben werden, die grundsätzlich für alle Arten der Fragestellungen, die an Briefe herangetragen werden, Geltung hat. Der zweite Ansatz beschäftigt sich schließlich mit dem besonderen Wert, den Briefe des späten Mittelalters bzw. der Renaissance für medizinhistorische Fragestellungen haben könnten. Auch hier werden zunächst einige allgemeine Überlegungen angesetzt, die anschließend durch einzelne Fallbeispiele abgerundet werden.

Grundlage bildet ein rund 1.806 Briefe umfassendes Korpus, das ich für meine Dissertation im Staatsarchiv von Mantua und im Tiroler Landesarchiv erfasst habe.⁸ Dabei gilt es festzuhalten, dass dieses Korpus nicht nach medizinhistorischen Fragestellungen erhoben wurde, sondern vielmehr nach Fragestellungen in Bezug auf Hochzeit und Ehe von Paula de Gonzaga und Leonhard von Görz. Deshalb ist es aufgrund dieses Korpus nur möglich stichpunktartige Einblicke vorzunehmen, die lediglich eine rudimentäre Idee davon zu geben vermögen, welche Auswertungsmöglichkeiten der gesamte, weit umfassendere Briefwechsel der Gonzaga bietet. Für eine systematische Auswertung des Gonzaga-Briefwechsels nach medizinhistorischen Fragestellungen wären entsprechend fokussierte Archivrecherchen im Gonzaga Archiv in Mantua notwendig. Da es sich um ein überaus dichtes Archiv handelt, in dem sowohl die fürstliche Korrespondenz, als auch jene des Hofes und der städtischen Verwaltungsorgane überliefert sind, wäre eine derartige Auswertung sehr lohnenswert und würde durch reiches Quellenmaterial gestützt.⁹

Methodische Überlegungen: Was ist ein Brief?

Es kann an dieser Stelle keine umfassende Betrachtung des Phänomens *Brief* gegeben werden, weil dies, wie in der Einleitung erwähnt, noch eine offene Forschungsfrage

ist. Ich stütze mich hier auf einige grundlegende Überlegungen, die nicht zuletzt anlässlich einer Tagung zum Medium *Brief* in Innsbruck im November 2006 angestellt wurden.¹⁰

Zunächst zur Frage der Briefdefinition. Versuche, den Brief definitorisch zu erfassen, gab es mehrere,¹¹ doch bislang ist es nach wie vor nicht gelungen, eine wirklich befriedigende Lösung zu finden, die dem Phänomen in seiner schillernden Vielfalt gerecht wird. Dennoch glauben wir intuitiv zu wissen, was ein Brief ist – wobei manche Schreiben mehr, manche weniger dem Prototyp eines Briefes entsprechen. Hier ist vor allem der Einfluss der Romantik zu nennen, die als „idealen Briefftypus“ den „Liebesbrief“ konstruierte, den Brief als „Urkunde des Herzens“.¹² Mit dieser Vorstellung ist bereits die Idee des Briefes als „persönlich“, wenn nicht sogar „persönlicher Ausdruck von Gefühlen“, verbunden, der Schritt zum „Selbstzeugnis“ und zum „Egodokument“ ist nicht mehr weit. Allein die überflutende Geschäfts- und Werbekorrespondenz, die nach wie vor trotz Briefkrise unsere Postkästen füllt, lässt jedoch erkennen, dass nur ein geringer Prozentsatz an Briefen wirklich als „persönlich“ bezeichnet werden kann – wenn überhaupt, was in der Folge noch zu hinterfragen ist.

An der Basis dieser Vorstellung des persönlichen oder auch „privaten“ Briefes steht eine der ältesten Briefdefinitionen, die auch heute noch diskutiert und rezipiert wird: der Brief als das „Gespräch abwesender Freunde“, das „sermo amicorum absentium“, wie es Cicero nannte.¹³ So wird der Brief vielfach als Gesprächsersatz angesehen und entsprechend mitunter den Regeln mündlicher oder vertraulicher Kommunikation untergeordnet. Der Brief stellt jedoch lediglich eine schriftliche Imitation bzw. Konstruktion einer Gesprächssituation dar (etwa vergleichbar mit einem Drama), er ist selbst nie ein Gespräch. Allenfalls ist er in Zusammenschau mit Antwortbriefen als stilisierter Dialog anzusehen bzw. in erster Linie als Monolog, der nicht immer beantwortet wird. Es stellt sich mitunter sogar die Frage, ob ein Brief überhaupt gelesen werden muss, um als Brief zu gelten. Damit ist eine weitere, ohnehin bereits sehr vorsichtige Definition von Briefen in Frage gestellt, die Honnefelder 1975 in seiner sprechakttheoretisch fundierten „kurze[n] Phänomenologie des Briefes“ gab. Hier machte er vor allem auf jene Momente aufmerksam, die den Brief als „äußeren Vorgang“ bestimmen: „Dazu gehören zwei oder mehr handelnde Personen, zwei oder mehr räumliche Schauplätze, ein Schreibvorgang, ein Empfangs- und Lesevorgang und schließlich das Schriftstück selbst.“¹⁴ Es sind demgegenüber jedoch auch Briefe denkbar, die nur eine Person – nämlich den/die Schreiber/in betreffen – an einem räumlichen Schauplatz verfasst und weder empfangen noch gelesen werden. Nicht zuletzt ist eine derartige Sonderform des Briefes in Gestalt mancher Tagebücher zu finden, die formal als Briefe (an das Tagebuch) anzusehen sind.

Betrachtet man die von Nickisch zusammengestellten Briefdefinitionen, so ergeben sich mehrere Spannungsfelder¹⁵, innerhalb derer sich die Briefform zu bewegen scheint:

1. *Öffentlichkeit* und *Privatheit*
2. *Mündlichkeit* und *Schriftlichkeit* (*Boten* und *Briefe*)
3. *Kunstform* (*fiktive* und *literarische Briefe*) und „*Alltagsbrief*“
4. *Urkunde* – *Brief* – *Zeitung*

Das erste Spannungsfeld trifft zugleich eine historische Kernfrage, nämlich jene nach dem Verhältnis und der Definition von *privat* und *öffentlich*, und ist letztlich für manche Epochen schlicht anachronistisch. Beispielsweise spielen sich die fürstlichen Briefe des späten Mittelalters prinzipiell in einem öffentlichen Kontext ab, abgesehen von manchen hochbrisanten Briefen, die direkt an den Empfänger „in dessen eigene Hand“ übermittelt wurden; auch hier waren jedoch mehrere Personen an der Briefzirkulation¹⁶ beteiligt, zumindest ein Schreiber, da die Briefe in der Regel nicht eigenhändig von den fürstlichen Absender/inne/n verfasst wurden.¹⁷ Impliziert wird in diesem Spannungsverhältnis zugleich, dass es offensichtlich „diplomatischere“ Schreiben gibt und persönlichere, in denen sich die Schreiber/innen selbst offenbaren. Die neueren Untersuchungen in der Briefforschung machen eine solche Vorstellung jedoch obsolet, da selbst „intimste“ Briefe mit Strategien arbeiten, bzw. die – zugegebenermaßen philosophische – Frage zu stellen ist, inwieweit ein unmittelbarer Ausdruck des eigenen Selbst und seiner Erfahrung überhaupt möglich ist.

Manche Forscher – so etwa der Mediävist Jürgen Herold – begreifen Briefe als „empfangsorientiert“ und erklären den Einsatz von Strategien damit, dass der/die Sender/in sich an eine/n Empfänger/in richtet und versucht, diese/n sich geneigt zu stimmen.¹⁸ Laut Herold sei es somit nicht sinnvoll, nach den Absichten des/der Schreiber/in zu fragen, sondern allein nach der Wirkung, die beim/bei der Empfänger/in erzielt werden sollte. Ähnlich sind auch die Überlegungen, die Schnalke in seinem Überblick zum Forschungsstand über Briefquellen anstellt: Hier wird der/die Empfänger/in als eine Art „Zensur“ für den Brief¹⁹ begriffen, Briefautor/in und Briefadressat/in befinden sich „in einem ständigen Rollentausch [...], wobei sich der Verfasser in Abhängigkeit von der Anteilnahme seines Gegenüber erklärt.“²⁰ Der Zürcher Literaturwissenschaftler Peter von Matt geht noch einen Schritt weiter und stellt das simple Modell von Sender, Nachricht und Empfänger in Frage, das in Briefen „geradezu hygienisch“ verwirklicht zu sein scheint. Er bezeichnet das Ausgehen von diesen drei Konstanten geradezu als „Beobachtungsfehler“ und spricht von einem „dramatischen Vorgang einer probeweisen Selbstsetzung“ die der/die Briefautor/in dem/der Partner/in „zur Besiegelung“ vorlegt.²¹

Sowohl Schreiber/in als auch Adressat/in konstruieren sich jeweils in und über

den Text, der Brief selbst wird zu einer Plattform, in der die beiden Ichs entworfen werden, dies alles in der Simulation eines Dialogs. Ich würde angesichts dieser Überlegungen regelrecht in Frage stellen, inwieweit sich diese Konstruktion überhaupt am Adressaten orientiert: Um es salopp zu formulieren: in dieser Textsorte hat jede/r die Chance, selbst zum Autor bzw. zur Autorin zu werden, die Ichs und Dus der Briefe müssen somit ähnlich verschieden von den biographischen Ichs und Dus gesehen werden, wie es die Literaturwissenschaft für Autor/in, impliziten/impliziter Autor/in und Erzähler/in schon längst erkannt hat.²²

Vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen erübrigt sich eine längere Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld des Briefes zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit: Natürlich ist der Brief eindeutig eine schriftliche Textsorte, schafft jedoch mit der Imitation und Konstruktion einer Gesprächssituation eine eigene Kommunikationsform, die gewissermaßen als Alternative zum mündlichen Gespräch *face to face* fungiert, mit den entsprechenden Vor- und Nachteilen: Es gibt einen Phasenverzug zwischen Schreibvorgang und Lesevorgang, die Gesprächspartner/innen können nicht unmittelbar interagieren, es kann also Missverständnisse geben, unmittelbare Nachfragen sind nicht möglich, auch entfallen Gestik und Mimik usw. All diese Faktoren können jedoch zugleich auch als Vorteile angesehen werden – der größte, der den Brief als Medium gerade in schwierigen Situationen so beliebt macht, ist wohl der, dass der/die Schreiber/in gewissermaßen ein „Copyright“ auf die eigene Darstellung des Sachverhalts hat, und in dieser Darstellung nicht unterbrochen werden kann.²³

Die letzten beiden der genannten Spannungsbereiche sind schließlich für bestimmte Herangehensweisen einzelner Disziplinen Thema: So differenziert ein eher literaturwissenschaftlicher Ansatz zwischen literarischen Briefen und Zweck- bzw. Alltagsbriefen. Als Beispiele für literarische Formen sind die Humanistenbriefe oder auch Briefromane zu nennen, wobei es noch eine ganze Bandbreite an fiktiven Briefen gibt. Andererseits wurde im Vorhergehenden ausgeführt, dass auch ganz alltägliche Briefe konstruiert und somit als literarisiert zu betrachten sind.

Der vierte Unterscheidungspunkt betrifft schließlich die Gattung an sich, die in fließendem Übergang zu zwei anderen Quellentypen steht: Einerseits zur Urkunde, die im Mittelalter schlicht „brief“ hieß und einen sehr ähnlichen Aufbau aufwies; andererseits zur Zeitung, die aus den herumgereichten, schließlich den so genannten „offenen“ Briefen hervorging.

Was die Differenz Urkunde – Brief angeht, so ist zunächst anzumerken, dass beide formal ähnlich aufgebaut sind; Urkunde und Brief folgen einem sehr ähnlichen Formular, wengleich dies beim Brief oft weniger bedacht wird. Das Formular bildete sich durch den Usus seit der Antike bzw. seit dem Alten Orient allmählich heraus;²⁴ die rhetorischen Schemata verfestigten sich mit der Zeit und wurden in der *ars dic-*

*tamini*²⁵ zementiert. Es entwickelten sich so genannte Briefsteller und Kanzleihilfen, in denen sich detaillierte Anweisungen zum Verfassen von Briefen sowie Musterbriefe fanden.²⁶ Tatsächlich existieren solche Ratgeber, was das Verfassen von Briefen angeht, bis heute – ein Grund mehr, den individuellen Charakter von Briefen kritisch zu betrachten, wenngleich sich natürlich formelhafte und „individuellere“ Teile von Briefen unterscheiden lassen.

Im Zusammenhang mit diesen Unterscheidungen muss noch der Kommunikationskontext angesprochen werden, in den Briefe meist weit unmittelbarer eingebunden sind als andere Quellentypen – im Unterschied zu Urkunde und Zeitung ist der „prototypische“ Brief ja doch in der Regel an eine/n Adressatin/Adressaten gerichtet, die/der auch antworten soll. Der Unterschied zwischen diesen Quellentypen lässt sich vor allem funktional festhalten: Die Urkunde hat eine rechtssetzende oder -bekräftigende Funktion und dient zugleich der Information; die Zeitung ist per se definiert durch ihre Informationsfunktion.²⁷ Eine wesentliche Funktion des Briefes, die von den anderen beiden Quellentypen nicht getragen werden kann, ist jene, Beziehungen zu stiften und zu stabilisieren. Insofern hat der Brief auch eine soziale Funktion.²⁸ Dies wird besonders deutlich am Beispiel der inhaltsleeren Briefe – heute etwa an den Postkarten – die an sich keinen Inhalt vermitteln, sondern nur signalisieren, dass man an die/den andere/n denkt. Ein weiteres typisches Beispiel sind Briefe mit Appellcharakter, die von der Adressatin/vom Adressaten eine Aktion verlangen.²⁹

Abschließend und zusammenfassend kann angesichts der bisherigen Ausführungen festgehalten werden, dass der Begriff des „Selbstzeugnisses“ oder „Egodokuments“ für Briefe größtenteils nicht zutreffend ist; im Gegenteil: die Verwendung dieser Bezeichnung kann geradezu in die Irre führen und gewissermaßen die Forscher/innen auf die falsche Fährte locken. Entsprechende Vorsicht ist auch für medizinhistorische Untersuchungen angebracht: Gleich mehrere Probleme sind zu bedenken, wenn man sich über Briefe den „Patient/inn/enerfahrungen“³⁰ nähern möchte: Zum einen die Formelhaftigkeit und der konstruierte Charakter der Gattung selbst; zum anderen aber auch das Sprachinventar an und für sich, bzw. der *Diskurs*, der zur Beschreibung der Krankheits- und Körpererfahrung zur Verfügung stand. Gerade für den Bereich von Krankheit, Gesundheit und Körperlichkeit ist mit einem restriktiven und regulierten Sprachinventar zu rechnen – ich verweise hier etwa auf die Untersuchungen von Stolberg und Duden³¹. Nach Foucaults Untersuchungen zum Diskurs und dessen Normierung und Kontrolle kann von einem unmittelbaren Zugang des Individuums zu sprachlichen Mitteln, mit denen es sich und seine Erfahrungen ausdrückt, wohl nur mehr bedingt ausgegangen werden.

Spätmittelalterliche Fürstenbriefe als Quellen für die Medizingeschichte?

Während allgemein das 18./19. Jahrhundert als die große Zeit des Briefes betrachtet wird, wurde lange Zeit übersehen, dass der Brief ab dem 15. Jahrhundert einen derartigen Aufschwung erlebte, dass man bereits in dieser Epoche von einer Briefrevolution sprechen kann. Zentren dieser Briefkommunikation waren neben den Städten³² vor allem die Höfe³³, wobei insbesondere die oberitalienischen Stadtstaaten bzw. Fürstentümer eine regelrechte Briefflut erlebten, die ihre Archive heute zu Fundstätten der historischen Forschung machen. Während die Briefe vor allem für Fragestellungen der Adelforschung oder auch der Diplomatiegeschichte, der (fürstlichen und städtischen) Alltagsgeschichte und nicht zuletzt der Kunstgeschichte für die italienische Renaissance schon seit längerer Zeit intensiver ausgewertet werden, sind *gender-* oder auch medizingeschichtliche Analysen nach wie vor ein Desiderat bzw. nur am Rande angesetzt.³⁴ Aufgrund meiner bisherigen Forschung und Quellenkenntnis sollen im Folgenden fürstliche Briefe aus dem Umfeld der Markgrafen Gonzaga aus Mantua näher vorgestellt werden. Sämtliche zitierten Briefe wurden im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts verfasst.

Wie auch Stolberg für sein Korpus aus Patient/inn/enbriefen der frühen Neuzeit ausführt, ist das Problem bei der Auswertung von Briefen für die Medizingeschichte zunächst der selektive Charakter des Briefes³⁵ und gleichzeitig seine „unsystematische“, ja geradezu beliebige Art³⁶: Der Brief umfasst in der Regel ganz verschiedene „vermischte“ Informationen und Nachrichten, die relativ unsystematisch aneinandergereiht sind. Das erschwert seine Auswertung für gezielte Fragestellungen, sofern es sich nicht wie bei Stolbergs Material um Patient/inn/enbriefe handelt, die sich mit gezielten Anfragen an einen Arzt wenden. Beim hier betrachteten Material ist das nicht der Fall; es handelt sich um Briefe, die innerhalb der Gonzaga Familie und ihrer Familiare ausgetauscht wurden. Wenngleich auch mehrere Ärzte zum Hof der Gonzaga gehörten, befinden sich in dem von mir erfassten Korpus kaum Briefe an und von Ärzten; diese werden jedoch in der Korrespondenz erwähnt. Dessen ungeachtet stellen Krankheit und Gesundheit ein zentrales Thema der Korrespondenz dar. Nolte weist in ihrer Untersuchung zu den Markgrafen von Brandenburg darauf hin, dass das gegenseitige Erkunden nach dem jeweiligen Befinden keineswegs als Floskel angesehen werden darf (als die sie sich bis heute erhalten hat), sondern in der Tat den damaligen Umständen entsprach, wo eine Krankheit in kürzester Zeit zum Tod führen konnte. Gerade bei größerer räumlicher Entfernung (etwa im Fall der an andere Höfe verheirateten Töchter) war man besonders am jeweiligen Befinden interessiert.³⁷

Traditionellerweise erfolgte die Mitteilung des jeweiligen Gesundheitszustandes am Ende des Briefes. Wie festgelegt dies war, zeigt sich in einem Schreiben des Gon-

zagakardinals Francesco, der seiner Mutter Barbara von Brandenburg am 24. September 1476 wie folgt schreibt:

“Illustrissima madonna mia matre. Havuta questi dí la l(itte)ra de vostra s(ignoria) de dí vi del presente come curioso de intendere del stato suo me voltai subito l’ ochio al ultimo capitulo de essa l(itte)ra nel qual me faceva intentione del suo miglior successo significandomi che gratia de dio se trovava essere stata quelli doi di munda.” (ASM AG b. 845 c. 677)³⁸

Dieses Beispiel macht deutlich, dass je nach Dringlichkeit, Stärke der Krankheit oder auch Besorgtheit der Angehörigen die Information zur Krankheit und Gesundheit auch an den Briefbeginn wandern oder den gesamten Brief dominieren konnte.

Zu den Konventionen gehörte es ebenso, von eventuell überstandenen Krankheiten zu berichten. Dies geschah jedoch häufig erst nach bereits erfolgter Genesung, da man die Verwandten mit Krankheitsmeldungen nicht unnötig erschrecken und beunruhigen wollte.³⁹ Auch hier lassen sich unterschiedliche Verfahren beobachten: Barbara von Brandenburg berichtete beispielsweise ihrem Gatten laufend von Gesundheits- und Krankheitszustand, sowohl von ihr selbst als auch von den Kindern und anderen Familiaren. Ganze Korrespondenzen waren durch diese Berichte geprägt, insbesondere, wenn mehrere Personen zugleich erkrankten. Erfolgt Krankheiten auf Reisen oder unterwegs, so berichteten Verwandte und andere Mitglieder des Gefolges ständig vom Zustand der Kranken. Seltener meldeten sich die Kranken selbst zu Wort, in der Regel geschah dies erst, wenn sie bereits wieder gesund und bei Kräften waren. Somit finden sich in den Briefen vielfach Berichte von Verwandten und Familiaren, die Krankheitserfahrungen schildern, und weniger Berichte der „Patienten“ und „Patientinnen“ selbst.

Schilderungen des Krankheitsverlaufs finden sich auch häufig in jenen Briefen, mit denen man den Tod von Angehörigen mitteilte. Hier war es oft üblich, kurz den vorausgegangenen Krankheitsverlauf zu schildern. Dies geschah etwa im Fall des Todes der Markgräfin Barbara von Brandenburg: In der offiziellen Todesmitteilung, die ihr Sohn Federico an seine Freunde und Verwandte schickte, schilderte er zunächst kurz die Todesumstände: Barbara sei von einem langsamen Fieber befallen worden; vier Tage habe sie in ärgerem Fieber gelegen als sonst üblich. Dann habe sie ein heftiger Fieberanfall überfallen, und mit keinen Medikamenten konnte sie im irdischen Leben zurückgehalten werden. So starb sie an diesem Tag um die siebte Stunde, mit großer Würde und gesundem Geist und Herzen, wie es sich für die besten Christen gehöre, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten.⁴⁰

Neben Krankheitsschilderungen bieten Briefe immer wieder Einblicke in den Austausch von Arzneien und Ärzten zwischen den Höfen, ebenso wie in die Empfehlung von verschiedenen Heilmitteln bis hin zu Wunderölen zur Bekämpfung der

Pest. Für weiteren „Gesprächsstoff“ sorgten auch die Kuraufenthalte, zu denen man in diverse Bäder fuhr. Schließlich lassen sich noch Schwangerschaft und Geburt als besonderes Themenfeld herausgreifen; einen eigenen Themenkreis, den ich hier ausklammere, stellen Schilderungen über die Auswirkungen von Pestzügen dar.

Ehe im Folgenden die Fallbeispiele vorgestellt werden, seien hier kurz die wichtigsten Personen und ihre Verwandtschaftsverhältnisse angeführt, um den Überblick über das Geschehen zu erleichtern. Ich verweise zugleich auf den Stammbaum (siehe folgende Seite), der genauere Informationen enthält. Der Großteil der betrachteten Briefe stammt aus der Regierungszeit des Markgrafenpaares Ludovico de Gonzaga und Barbara von Brandenburg (1444-1478). Diese hatten elf Kinder: Federico, der 1478 als Markgraf auf seinen Vater folgte, nachdem dieser verstorben war; Francesco, der Kardinal wurde, Gianfrancesco und Rodolfo, die sich mit dem Bruder das Herrschaftsgebiet teilten, und schließlich Ludovico, seit 1471 apostolischer Protonotar und später Bischof. Von den Mädchen starb die erste, Paula Bianca, noch als Kind, Susanna und Dorotea wurden nacheinander mit Galeazzo Maria Sforza verlobt, jedoch aufgrund (diagnostizierter bzw. befürchteter) körperlicher Missbildung schließlich abgelehnt.⁴¹ Cecilia war vermutlich bereits als Kind für das geistliche Leben bestimmt.⁴² Barbara heiratete Graf Eberhard von Württemberg und Paula Graf Leonhard von Görz; beide gebaren eine Tochter, die jedoch im Falle Barbaras als Kleinkind starb, bei Paula war es eine Früh- und Fehlgeburt. Beide hatten sonst keine Kinder mehr. Aus der Folgegeneration ist für die betrachtete Korrespondenz das Markgrafenpaar Federico de Gonzaga und Margarete von Bayern-München zu nennen; sie hatten sechs Kinder, darunter die im Folgenden erwähnten Töchter Chiara und Magdalena.

Krankheitsbeschreibungen aus der Gonzaga Korrespondenz: Fallbeispiele

Die folgenden Fallbeispiele geben aufgrund der Auswahl des Briefkorpus nur einen sehr reduzierten Einblick in die Krankheitsbeschreibungen der Gonzaga – eine systematische Auswertung ist, wie bereits am Beginn erwähnt, anhand des von mir nach anderen Fragestellungen erhobenen Quellenbestandes nicht möglich. Betrachtet man zunächst die Quellenbegriffe⁴³ für die Krankheiten, so ist vor allem die Rede von „febbre“ („Fieber“), „epilepsia“, *Quartana* und *Terzana doppia* sowie generell von „male“ oder „dolore“ bzw. „passione“ („Übel“, „Schmerz“, „Leid“), das verschiedene Körperteile erfassen konnte – etwa den Magen, den Rücken, das Bein, die Nieren, Zähne und Zahnfleisch. Beschrieben wurden insbesondere auch Kälte und Hitzeschübe, sowie Unruhe und Angst, die die Kranken erfuhren, bis hin zu Traurigkeit oder Melancholie („melancolia“), die sich verschiedentlich äußern konnte. So schrieb die 55-jährige Markgräfin Barbara von Brandenburg 1477 an ihren Gatten Ludovico:

„Mi per la gratia de dio spero star bene poi che me lassò la febre no(n) ho havuto altro se non qualche volta un pocho de tristeza o fumanella come intervene a q(ue)lli de mia etade che cussí presto non se possiamo rehavere pur ogni dí me sento fortificare.“⁴⁴ (ASM AG b. 2103 c. 288; 24. August 1477)

Lohnenswert wäre eine systematische Untersuchung und Erfassung des Wortschatzes und der Begrifflichkeiten, die für die Krankheiten und deren Erfahrung zur Verfügung standen. So ist die Rede von „infirmità“ oder „male“, in deutschen Briefen von „krankeyt“ oder „plodikait“.⁴⁵ Dabei wird die Krankheit meist als „Über- oder Anfall“ erfahren, was sich bereits in der Formulierung „die Person überkam das Fieber“ (z.B. „al protonotario nostro è venuta la febre“⁴⁶) ausdrückt oder in den Formulierungen „assalto“ („Überfall“), „parosimso“ („Paroxysmus“) oder „accidente“ („Unfall“), die typischerweise mit den Krankheitsbeschreibungen verbunden sind. Es folgen meist auch Angaben zu den Uhrzeiten sowie Hinweise auf den Schlaf und das Essverhalten der Kranken bis hin zu genaueren Beschreibungen der Speisen und Getränke. Die erhaltenen Schilderungen stammen mitunter von mehreren Personen, oft ergänzt durch Schilderungen der Kranken selbst, die jedoch alle einem fast stereotypen „Beobachtungsschema“ des Krankheitsverlaufs folgen.

Relativ typisch sind hierfür die Schilderungen, die Barbara von Brandenburg ihrem Gatten von den Kranken im Haushalt Gonzaga schickte. So etwa im September 1475, als ihr fünfzehnjähriger Sohn Ludovico (genannt der „Protonotar“, weil er für die geistliche Karriere bestimmt war) und die zwölfjährige Tochter Paula zugleich krank waren:

„Heri el protonotario nostro stette bene e de bona voglia e mondo da febre de le hore più de octo et passate de gran spacio l'hore del suspecto ritrovandose necto et haver voglia de cenare da una hora de nocte se gli dette la cena laquale fu panada cum del ala d'uno pollo e doi turchi e manzò cum buon gusto et alegremente sichè me credeva dovesse esser libero. Ma da circa le tre hore gli venero pur grisoli de freddo poi se rescaldoe et fin a questa hora ha havuta la febre de laqual non è mondo anchora. Non che sia stata gran cosa ni che lo habia molto molestato ni dove(di)tolì il dormire. Un'altra me è poi sopragionta che ala Paula nostra da le viiii hore venero grisoli e rigore gran che gli duroe una hora e un terzo e forse più e poi se rescaldoe molto et ha havuta inquietudine assai e mal dormito. Adesso gli è dato un bichiero d'aqua cocta con orzo in loco de siruppo et s'è posta per dormire. Io starò a vedere il progresso che farano et ne tenirò avisata vostra s(ignoria) [...]. (ASM AG b. 2102bis c. 404; 1475 09 24)⁴⁷

Deutlich wird aus dieser Beschreibung die Beteiligung der Adeligen an der Pflege der Kranken. Männer wie Frauen nahmen an der Pflege teil, machten Krankenbesuche oder wachten gar bei den Kranken; die Fürsorge konnte sich dabei auch auf erkrankte Familiäre erstrecken und war nicht nur auf die engeren Blutsverwandten beschränkt.

Hervorstechend ist ein Bericht aus Lienz über die Situation am Görzer Hof, nachdem Paula de Gonzaga zunächst eine Fehlgeburt und danach weitere „Krankheitsanfälle“ erlitten hatte. Ihr Gatte, Leonhard von Görz, beharrte darauf, sie ganz alleine zu pflegen. Paulas Diener Filippo da Parma berichtete Barbara von Brandenburg von den Ereignissen, und diese schilderte wiederum in einem Brief vom 20. August 1479 ihre Eindrücke an ihre Schwiegertochter Margarete von Bayern-München: Sie könne kaum sagen, wie große Beunruhigung sie durch den Grafen von Görz erfahren habe, was Margarete aus dem mitgeschickten Brief ersehen könne. Filippo da Parma schreibe dasselbe, nämlich dass Paula abgesehen von den Schmerzen, die sie in der Brust und an den Augen hatte, Sonntagnacht auch einen Anfall erlitt. Sie war wie tot und konnte vielleicht für den Zeitraum einer Stunde nicht sprechen; außerdem hatte sie Herz- und Kopfschmerzen. Nicht dass er es wüsste, weil er es gesehen hatte, sondern weil es ihm so von den Frauen⁴⁸ gesagt worden war. Der Graf wolle nicht, dass irgendjemand zu ihr gehe; nur er allein wolle sich um sie kümmern. – Offen bleibt, ob man in diesem Verhalten eine besondere Fürsorge des Grafen sehen kann, oder eher einen „besitzer-greifenden“ Zug des als cholerisch geschilderten Gatten. Barbara quittierte das Verhalten Leonhards jedenfalls mit der sarkastischen Bemerkung, sie überlasse es Margarete daraus zu schließen, wie gut Paula umsorgt werde.⁴⁹

Herausgehoben und mit Ausdrücken des „Mitleidens“ der anwesenden Personen unterstrichen wurden besonders heftige Anfälle, wie sie beispielsweise Paula immer wieder erlitt; ihre Krankheit gab bereits den Zeitgenoss/inn/en Rätsel auf und ihre Mutter Barbara äußerte schließlich gar die Vermutung, es handle sich um Anfälle, die im Abstand von zwölf Monaten wieder kehrten und alle Jahre im Herbst am schlimmsten seien.⁵⁰ – Auf seltsame Weise behielt sie mit dieser Prognose Recht, da Paula schließlich auch am Beginn des Novembers 1496 verstarb.⁵¹

Besonderes Aufsehen und Mitleid erregte etwa auch der Epilepsieanfall, den Chiara de Gonzaga, die Tochter von Federico de Gonzaga und Enkelin von Barbara von Brandenburg, 1477 erlitt. Barbara schilderte diesen Anfall in einem Brief vom 28. September an ihren Gatten Ludovico: Nachdem Federico Barbara am Morgen des Vortages mitgeteilt hatte, dass seine Tochter große Schmerzen habe und er für sie bei „nostra dona de gratia“ (wohl die Kirche Santa Maria delle Grazie bei Mantua) beten wolle, war Barbara sofort zu ihr gegangen und den ganzen vorigen Tag sowie die Nacht stets bei ihr geblieben. Der Fall lag ihrer Meinung nach folgendermaßen: zwischen acht und neun Uhr der Nacht des vorigen Tages hatte Chiara Epilepsieanfälle erlitten, doch man sagte, es seien Magenschmerzen gewesen (die das auch verursachten, so Barbara). Chiara hatte am Vortag circa zwölf solche Anfälle und, so Barbara, sie habe noch nie einen schrecklicheren Schmerz in einem menschlichen Körper gesehen. Es überkamen sie sechs Anfälle, von denen kaum dass der eine vorbei war schon der nächste folgte.

Das alles war mit so großem Schmerz für das arme Mädchen verbunden, dass es das größte Leid auf Erden war. Chiara konnte in keiner Weise still liegen, sie hörte und sah nichts und nahm keine Nahrung zu sich; die Zähne waren schwarz und sie hatte so viel Katarrh, dass ihre ganze Brust, der Hals und der Mund voll davon waren. Kurzum, die Ärzte und alle anderen Personen hatten die Hoffnung aufgegeben. Es wurde ihr die letzte Ölung gegeben, die Seele Gott empfohlen und alle waren bereit, dass sie jeden Augenblick sterben würde. Die Ärzte wandten alle Mittel an und zum guten Schluss – obwohl sie keine Hoffnung mehr hatten, jedoch um alles probiert zu haben – gab man ihr drei „ponte de focho“ („Punkte bzw. Spitzen aus Feuer“) auf den Kopf. Die Anfälle dauerten bis spät an, doch schließlich erholte sich Chiara allmählich, sie begann wieder etwas zu hören und zu sehen und antwortete, wenn man sie rief. Der Katarrh löste sich – Barbara wusste gar nicht auf welche Weise, nachdem es eine so große Menge war und er weder nach unten noch nach oben abgeflossen war. In der Nacht nahm Chiara schließlich ein bisschen Nahrung zu sich, erholte sich allmählich und ihre „virtude“ [Konstitution und seelische Verfassung] stärkte sich. In diesem Zustand befinde sie sich auch zum Zeitpunkt von Barbaras Schreiben, da es die achtzehnte Stunde sei. Die Markgräfin teilte noch mit, dass die anwesenden Ärzte, Magister Johann Antonio und Magister Ludovico den Fall detailliert beschreiben würden, sie selbst wolle nichts weiter dazu sagen, doch der Markgraf werde vom Zustand seiner Enkelin informiert. Man könne nur schließen, dass Gott sie wieder auferweckt habe, aus Mitleid mit dem Vater und der Mutter, die über alle Maßen schmerzerfüllt waren wie alle anderen auch. Vor allem aber habe der Vater gelitten⁵², der vor Schmerzen geradezu „krepierete“.⁵³

Der Umgang mit dem kranken Körper

Aus dem eben betrachteten Brief lässt sich ersehen, dass Krankheitsschilderungen häufig durch mehrere Personen, Angehörige bzw. Familiare, die anwesend waren, erfolgen; spezielle Aufzeichnungen lieferten die Ärzte und schließlich folgten mitunter Beschreibungen der „Patient/inn/en“ selbst. In die Schilderung der Krankheit mischten sich auch Überlegungen zur Verantwortung der „Patientinnen“ und „Patienten“ für die Krankheit bzw. reagierten die Kranken mit entsprechenden Erklärungen, um sich gegen erfolgte Vorwürfe zu verteidigen. Darin zeigt sich, dass in den höheren Schichten dietätische Maßnahmen durchaus zum „Alltagswissen“ gehörten.⁵⁴ Auch in der Korrespondenz von Paula sind zahlreiche dietätische Maßnahmen überliefert. Beispielsweise wurde sie öfters von ihrer Mutter Barbara mit entsprechenden Anweisungen ermahnt, auf ihre Gesundheit zu achten; so etwa in einem Brief vom 2. September 1477:

„Nui havemo havuto dispiacere assai de questa tua febre de l'altro zorno perché stiamo in dubio che se la te andasse visitando a questo modo la non se vertesse in quartana. Però ne pare ricordarte che metti mente a governarte per modo che ti non te ne di(e) casone che quando la te se butasse in quartana tu poi pensare como tu staresti. Questo dicemo che habi advertencia a non dartene casone et perchè havamo pur inteso che tu hai disordenato in voler esser andata fora de casa e pigliare troppo ayre e hai manzato de l'uva. Nui te havemo mandata li per il tuo bene che meglio te potesti rehavere e conservarte sana et quando te accadesse male per esser de piacere de dio haressemo pacienta ma che'l te succedesse per tua casone e per haver pocha advert(inc)a in governarti el ce rincresser(à) pur troppo però voglie per dio mettere mente al facto tuo et attendere a guarire e non darce a noi affano e ti havere il male guardati da non pigliare molto ayre finchè non se ben rehavuta e non manzare frute ne uva che a la persona ch'è stata infirma sono de gran pericolo.” (ASM AG b. 2895 libro 85 c. 3r; 2. September 1477)⁵⁵

Die Mahnungen Barbaras waren nicht nur durch die mütterliche Sorge bedingt, sondern vor allem auch daher, dass jede Krankheit Paulas bevorstehende Hochzeit mit dem Grafen von Görz bedrohte. Eine kranke Braut hatte auf dem mittelalterlichen Heiratsmarkt keine guten Chancen, wie die Gonzaga bereits mehrfach schmerzlich erfahren hatten: Zwei ihrer Töchter waren von den Sforza als Heiratskandidatinnen bzw. bereits als Verlobte mit der Begründung zurückgewiesen worden, man befürchte bei ihnen die Erbkrankheit der Gonzaga – die Buckligkeit. Von daher lässt sich eine gesteigerte Sorge der Gonzaga um Krankheit und Gesundheit annehmen – generelle Aussagen sind hier jedoch nicht möglich, da Vergleiche mit anderen Fürstenkorrespondenzen angestellt werden müssten. Fest steht, dass die Gonzaga stets mehrere Ärzte an ihrem Hof hatten⁵⁶, mitunter auch Ärzte aus Ferrara zu Rat zogen, wenn ihre eigenen versagten.⁵⁷ Zudem engagierten sie auch „Kräuterkundige“, beispielsweise Johannes von Köln, den Barbara während Paulas Schwangerschaft an den Görzer Hof schickte, damit er Paula mit Heilkräutern unterstützen würde.⁵⁸

Abschließend noch ein Blick auf die Krankheitserfahrungen aus Sicht der „Patient/inn/en“: Als Paula im Juni 1478 einen neuerlichen Krankheitsschub hatte, reflektierte sie selbst über ihr eigenes Verschulden an diesem Anfall und unterrichtete am 10. Juni in einem Brief ihre Mutter über ihren Gesundheitszustand: Es gehe ihr sehr gut und sie habe keine Kopfschmerzen. Zwar sei es wahr, dass sie in den beiden vorhergehenden Nächten etwas Fieber gehabt habe, jedoch nur sehr leichtes, und sie glaube, dies komme daher, dass sie am vergangenen Samstag ein bisschen Salat mit frischen Zwiebelchen und etwas Portulak gegessen hatte. Außerdem sei sie unmittelbar nach dem Abendessen zum Vergnügen ausgeritten, sodass sie glaube, die Nahrung sei im Magen verdorben, denn am Morgen hatte sie im Hals einen Geschmack wie von faulen Eiern. Sie hoffe allerdings, sie werde mit der Hilfe Gottes keine weitere Krankheit erfahren – dies auch aufgrund der guten Fürsorge, die sie jetzt beschlossen habe, an-

zuwenden. Gleichzeitig entschuldigte sich Paula, dass sie den Brief nicht eigenhändig schrieb, da der Bote zu schnell aufbrach und sie nicht allzu schnell schreiben konnte. Außerdem wolle sie nicht Kopfschmerzen hervorrufen, weshalb sie die gebeugte Haltung vermied.⁵⁹

Als präventive Maßnahme gegen Krankheiten bzw. auch als Kur und Erholung nach erfolgter Krankheit boten sich zwei Wege an: Zur Erholung zunächst der Luftwechsel, wobei man gerade in Mantua die Stadt mit ihren stinkenden Kanälen verließ und auf die Landsitze auswich. Der zweite Weg, der zugleich nachhaltig gegen künftige Leiden helfen sollte, waren die Badaufenthalte. Auch hier sind zahlreiche Schilderungen bis hin zu den Details der Behandlung aus der Sicht der „Patient/inn/en“ überliefert. Wie anstrengend etwa die Trinkkuren waren, ist aus einem Brief der elfjährigen Paula zu ersehen, die vom anfangs zitierten Badaufenthalt am vierten Mai 1475 ihrer Mutter berichtete:

„Haveria ben anchora me per far il debito mio scritto questa di mane mia a vostra illustrissima s(ignoria) ma il bever e star a bancha mi da tanto da fare che prego quella se digni perdonarmi e non mi voria tropo fatichare per non vegnir cossí magra a casa come è la Magdalena. Spero pur si fazo come ho p(re)cipiato che vegnarò grassa e gagliarda. La illustre mia sorella m(adon)a Cecilia sta bene e mi anchora meglio.“ (ASM AG b. 2102bis c. 606)⁶⁰

Diese Sicht Paulas wird bestätigt durch den Bericht des begleitenden Familiars Stephanino Guidotto:

„De quanti di nostri ha bevuta questa aqua non si è portata meglio persona che la illustre m(adon)a Paula e porta etiam al parir mio benissimo el bagno e la doza insieme. La illustre m(adon)a Cecilia comenzò heri a bevere e ne bevetti 10 becheri prima cum alquanto di fastidio. La seconda volta ne pigliò nove e subito li rezettò cum molte colere che fu optima cosa. La terza bevetti pur altri dece e li retenni benissimo et hozi ha bevuto becheri trenta e benchè cum tedio pur meglio che heri spero che ogni dí farà meglio. Finirà lei et(iam) dominica di bever.“ (ASM AG b. 1431bis c. 997)⁶¹

Schluss

Was bleibt als Schlussbemerkung nach diesem zweifellos sehr sprunghaften Streifzug durch Krankheitserfahrungen aus der Korrespondenz der Gonzaga? Es bleibt zumindest die Anregung, die umfangreiche Korrespondenz der Gonzaga auf medizinhistorische Fragestellungen hin zu sichten. Die Briefe geben reichhaltige Einblicke in Krankheits- und Gesundheitserfahrungen, beleuchten die Wahrnehmung des eigenen Körpers aus verschiedensten Perspektiven und zeigen nicht zuletzt den zentralen Stellenwert auf,

den Krankheit und Gesundheit im Leben der spätmittelalterlichen Menschen einnehmen. Als Wermutstropfen bleibt das Bewusstsein, dass diese Erfahrungen vor allem nur für privilegierte Schichten dokumentiert sind, die sich schriftlich ausführlich dazu äußerten. Allerdings ist es gerade für die komplexe Institution des Hofes durchaus möglich, Dokumentationen von Krankheiten auch der unteren Schichten (etwa für die Dienerschaft) zu untersuchen. Einmal mehr zeigt sich der Hof als heterogenes Gebilde, dessen Alltagsgeschichte anhand der Korrespondenzen sehr gut erschlossen werden kann. Zu bedenken bleiben die „Filter“, die die Historikerin/den Historiker jedoch von einer „unmittelbaren Erfahrung“ der Krankheiten jener Menschen trennen – dies sollte vor allem im vorangestellten methodischen Kapitel bewusst gemacht werden. Besonders die Fragen nach den Empfindungen – im Sinne des körperlichen Wahrnehmens wie auch des Fühlens und Mitfühlens⁶² mit den (leidenden) Angehörigen und Familiaren – stoßen auf Probleme der Begrifflichkeiten und werfen generell das Problem auf, nicht vorschnell von heutigen Befindlichkeiten auf historische Zustände rückzuschließen oder gar unreflektiert von „anthropologischen Konstanten“ auszugehen. So haben die jüngeren Forschungen zur Genüge gezeigt, dass selbst Empfindungen wie Schmerz kulturell geformt werden.⁶³ Gerade diese methodischen Schwierigkeiten sollten jedoch als Beginn neuer Forschungsfragen gesehen werden, die Empfindung, Körperwahrnehmung, aber auch Gefühle als heuristische Kategorien ernst nehmen, hinterfragen und anhand sensibler Quellenarbeit kontextualisieren und historisieren. Gerade in Zeiten einer neuen Biologisierung der Wissenschaft und einer gesellschaftlich fast unreflektierten Akzeptanz gegenüber „harten“ naturwissenschaftlichen Erkenntnissen liegt es in der Verantwortung der Historiker/innen, auf die historische Bedingtheit des Körpers selbst hinzuweisen und darauf, dass eben auch Medizin und „Natur“, bzw. die künstliche Trennung von Natur und Kultur, Konstrukte der Kultur ihrer Zeit sind.

¹ „Durchläuchtige Madonna meine Mutter etc. Ich danke eurer Durchlaucht ganz außerordentlich für die Orangen, die sie der durchläuchtigsten Schwester und mir zum Geschenk gemacht hat. Sie sind gerade zur rechten Zeit gekommen, und obwohl man auch aus Padua welche hätte bekommen können, wenn der Bedarf bestanden hätte, so sind diese jedoch nicht so schön, noch sind sie uns von einem derartigen Schenker geschickt worden wie diese, was uns dieses Geschenk mehr als teuer macht. Ich war überaus erfreut von eurem Wohlfinden zu hören und ich bitte unseren Herrn und Retter Jesus Christus, dass er sie lange so erhalte. Meine durchläuchtige Schwester und ich werden ebenfalls versuchen, uns zu helfen und gesund zu erhalten, sodass eure Herrschaft nicht mehr zweifeln braucht und ich hoffe bei Gott, dass wir alle ganz zufrieden und fröhlich nach Hause kommen werden. Wir stecken alle beide jeden Tag bis zu den Augen im Schlamm ohne eine Störung oder irgendeinen Missmut auf der Welt. Ich hoffe, dass daraus in Zukunft guter Erfolg und große Wohltat resultieren wird, sodass wir mit Gottes Hilfe fortfahren werden, bis es eurer durchläuchtigen Herrschaft an der Zeit scheint, uns zurückzuholen. Ich empfehle mich eurer Gnade. Aus den Bädern der Heiligen Helena am 10. Mai 1475. Eurer durchläuchtigen H(errschaft) Tochter und Dienerin Cecilia mit Empfehlung.“ Alle Übersetzungen stammen von mir selbst.

² Hier und bei den folgenden Angaben der Archivalien aus dem Staatsarchiv von Mantua sind die Abkürzungen wie folgt aufzulösen: ASM (Archivio di Stato di Mantova) AG (Archivio Gonzaga) b (busta) c (carta). Zur Transkription der Quellen: Gekennzeichnet werden nur unsichere Auflösungen (durch runde Klammern); bei den italienischen Quellen werden Worttrennungen sowie Akzente und Apostrophe des modernen Italienisch gesetzt, um den Lesefluss zu erleichtern und weil dies in der italienischen Forschung Usus ist; Interpunktion wird nur sehr gemäßigt gesetzt, ansonsten wird die Originalorthographie beibehalten. *V* und *u* werden jedoch an die heutige Schreibung angepasst und entsprechend differenziert, ebenso werden *i* und *j* an den heutigen Usus angeglichen; zu den Transkriptionsprinzipien vgl. *Christina Antenhofer*: Briefe zwischen Süd und Nord. Die Hochzeit und Ehe von Paula de Gonzaga und Leonhard von Görz im Spiegel der fürstlichen Kommunikation (1473-1500). Innsbruck 2007 (= Schlern-Schriften, 336), 30 ff.

³ Der Begriff *Familiare* umfasst jene Personen, die die *Familia*, also hier den engeren Bereich der „Hausgenossenschaft“ des Hofes ausmachten. Vgl. *Knut Schulz*: *Familia*. In: *Lexikon des Mittelalters*, Band IV, München 2003, 254-256.

⁴ Zum Gonzaga Archiv vgl. *Axel Jürgen Behne*: *Das Archiv der Gonzaga von Mantua im Spätmittelalter*. Dissertation (MS) Marburg an der Lahn 1990. Das Briefarchiv der Gonzaga wurde gerade in jüngerer Zeit Gegenstand immer intensiverer Forschungen, sowohl von italienischer als auch deutscher Seite; hier seien nur die wichtigsten Werke genannt: *Isabella Lazzarini*: *Fra un principe e altri stati. Relazioni di potere e forme di servizio a Mantova nell'età di Ludovico Gonzaga*. Roma 1996 (= Istituto storico italiano per il medio evo/nuovi studi storici, 32); *Ebba Severidi*: *Familie, Verwandtschaft und Karriere bei den Gonzaga. Struktur und Funktion von Familie und Verwandtschaft bei den Gonzaga und ihren deutschen Verwandten (1444-1519)*. Leinfelden-Echterdingen 2002 (= Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, 45); *Franca Leverotti* (Hg.): *Carteggio degli oratori mantovani alla corte sforzesca (1450-1500)*. Vol. I-XVI. Roma 1999 ff (= Pubblicazioni degli archivi di stato); *Jürgen Herold*: *Politischer Kontakt und kultureller Transfer. Untersuchungen zum fürstlichen Brief-, Boten- und Gesandtenwesen im Spätmittelalter am Beispiel der transalpinen Korrespondenz der Markgrafen von Mantua mit deutschen Reichsfürsten und dem dänischen Königshaus*. Dissertation an der Universität Greifswald. Derzeit in Arbeit. Erscheint 2008; *Antenhofer* (wie Anm. 2); für einen ausführlichen Forschungsüberblick siehe ebd. 19 ff.

⁵ *Thomas Schnalke*: *Medizin im Brief. Der städtische Arzt des 18. Jahrhunderts im Spiegel seiner*

Korrespondenz. Stuttgart 1997 (= Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte. Beihefte, 37), 18 f.

⁶ *Georg Steinhausen*: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Erster Teil. Berlin 1889; Ders.: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Zweiter Teil. Berlin 1891; *Reinhard M. G. Nickisch*: Brief. Stuttgart 1991 (= Sammlung Metzler, 260). Das seit einigen Jahren neu erwachte Interesse an den Briefen zeigt sich an der Fülle von Sammelbänden, die diesem Thema in der Zwischenzeit gewidmet wurden. Dabei handelt es sich jedoch auch wieder um Kompendien von Fallbeispielen – eine intensive methodologische und wünschenswerter Weise auch sprachen-, epochen- und disziplinenübergreifende Darstellung steht nach wie vor aus. Ein wesentlicher Beitrag dazu ist von *Herold* (wie Anm. 4) zu erwarten. Vgl. bislang an Sammelbänden beispielsweise *Heinz-Dieter Heimann* u. *Ivan Hlaváček* (Hgg.): Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance. Paderborn u.a. 1998; *Klaus Beyrer* u. *Hans-Christian Täubrich* (Hgg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Museumstiftung Post und Telekommunikation. Heidelberg 1996; *Horst Wenzel* (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter. Berlin 1997 (= Philologische Studien und Quellen, 143). Speziell zu Briefen von Frauen vgl. *Gabriella Zarri* (Hg.): Per lettera. La scrittura epistolare femminile tra archivio e tipografia secoli XV-XVII. Roma 1999 (= I libri di Viella, 16); *Jane Couchman* u. *Ann Crabb* (Hgg.): Women's Letters Across Europe 1400-1700. Form and Persuasion. Burlington VT and Aldershot UK 2005 (= Women and Gender in the Early Modern World).

⁷ *Erdmann Weyrauch*: „Offene Briefe“ im 16. Jahrhundert. Bemerkungen und Beispiele. In: *Heimann* u. *Hlaváček* (wie Anm. 6), 191-204, hier 193.

⁸ Gegenstand der Dissertation waren Verlobung, Hochzeit und Ehe der Gonzaga Tochter Paula mit dem letzten Grafen von Görz, Leonhard. Hauptaugenmerk galt besonders der Kommunikation zwischen den Höfen und der Konfliktbewältigung, da die Ehe von großen Spannungen geprägt war. Die Dissertation ist mittlerweile in überarbeiteter Fassung als Buch erschienen, vgl. *Antenhofer* (wie Anm. 2).

⁹ Zum Archiv der Gonzaga vgl. *Behne* (wie Anm. 4), sowie *Pietro Torelli*: L'archivio Gonzaga di Mantova. Vol. I. Ostiglia 1920. Mantova 1988 (= Pubblicazioni della R. Accademia Virgiliana di Mantova. Serie I = Monumenta); *Alessandro Luzio*: L'Archivio Gonzaga di Mantova. La corrispondenza familiare, amministrativa e diplomatica. Vol. II. Verona 1922. Nachdruck Mantova 1993 (= Pubblicazioni della R. Accademia Virgiliana di Mantova. Serie I = Monumenta = Vol. II).

¹⁰ Der Workshop betrachtete Briefe vom Alten Orient bis ins 20. Jahrhundert, vereinte Wissenschaftler/innen aus Italien, Deutschland und Österreich und vor allem auch aus unterschiedlichen Disziplinen, in erster Linie Historiker/innen, Soziolog/innen, Medienwissenschaftler/innen und Philolog/inn/en. Damit sollte versucht werden, Ansätze und Erfahrungen aus verschiedenen Disziplinen zu bündeln und anhand leitender Forschungsfragen zu diskutieren. Die Ergebnisse werden voraussichtlich 2008 bei Vandenhoeck&Ruprecht, Göttingen, publiziert: *Christina Antenhofer* u. *Mario Müller*: Briefe in politischer Kommunikation.

¹¹ Eine Zusammenstellung bietet *Nickisch* (wie Anm. 6), 1 ff.

¹² Vgl. ebd. 1 f.

¹³ Vgl. *Bruno Dini* u.a.: Brief, Briefliteratur, Briefsammlungen. In: Lexikon des Mittelalters, 2. Band, München u. Zürich 1983, 648-682, hier 660. Zur ausführlichen Auseinandersetzung mit dieser Definition vgl. *Antenhofer* (wie Anm. 2), 240 ff; relativ unreflektiert führt noch *Schnalke* den Briefwechsel im Sinne eines „literarischen Gesprächsersatzes“ als einen der zwei von ihm betrachteten

Ansätze für die Auseinandersetzung mit Briefen an, *Schnalke* (wie Anm. 5), 23ff. Er unterscheidet einen literaturwissenschaftlichen Ansatz, dem er einen enger historisch-archivalischen entgegensetzt (ebd. 21 f); ein Ansatz, der jedoch die Vielfalt der Herangehensweisen sehr verkürzt; vor allem entspricht die Klassifizierung der Briefe als „Überreste“ nicht mehr der aktuellen Forschungsdiskussion.

¹⁴ *Honnefelder* 1975, 5 zit. nach *Nickisch* (wie Anm. 6), 5 f.

¹⁵ Vgl. dazu *Antenhofer* (wie Anm. 2), 214 ff.

¹⁶ Zur fürstlichen Briefzirkulation im späten Mittelalter vgl. ebd. 221 ff.

¹⁷ Zur Besonderheit eigenhändiger Schreiben vgl. *Cordula Nolte*: Pey eytler finster in einem weichen pet geschrieben. Eigenhändige Briefe in der Familienkorrespondenz des Markgrafen von Brandenburg (1470-1530). In: Heinz-Dieter Heimann (Hg.): *Adelige Welt und familiäre Beziehung. Aspekte der „privaten Welt“ des Adels in böhmischen, polnischen und deutschen Beispielen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert*. Potsdam 2000 (= *Quellen und Studien zur Geschichte und Kultur Brandenburg – Preußens und des Alten Reiches*), 177-202.

¹⁸ Vgl. *Jürgen Herold*: Empfangsorientierung als Strukturprinzip. Zum Verhältnis von Zweck, Form und Funktion mittelalterlicher Briefe. In: Karl-Heinz Spieß (Hg.): *Medien der Kommunikation im Mittelalter*. Stuttgart 2003 (= *Beiträge zur Kommunikationsgeschichte*, 15), 265-287.

¹⁹ *Boschung* zit. nach *Schnalke* (wie Anm. 5), 15.

²⁰ Ebd. 16, er paraphrasiert *Wenzel*.

²¹ *Peter von Matt* 1985 zit. nach *Stephan Kammer*: *Gestörte Kommunikation. Robert Walsers Briefschreibspiele*. In: Werner M. Bauer u.a. (Hgg.): „Ich an Dich“. Edition, Rezeption und Kommentierung von Briefen. Innsbruck 2001 (= *Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe*, 62), 229-245, hier 229.

²² Vgl. *Hans-Jürgen Bachorski*: *Träume, die überhaupt niemals geträumt. Zur Deutung von Träumen in mittelalterlicher Literatur*. In: Heinz-Dieter Heimann u.a. (Hgg.): *Weltbilder des mittelalterlichen Menschen*. Berlin 2007 (= *Studium Litterarum*, 12), 15-51, hier 32 u. 45. *Bachorski* bezieht sich auf *Umberto Eco*: *Lector in Fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten*. München 1987.

²³ Dies mag medizingeschichtlich wieder interessant sein, etwa wenn *Stolberg* die (über)langen Krankheitsbeschreibungen der von ihm untersuchten Patient/inn/enbriefe reflektiert. Hier bot sich den Patientinnen und Patienten zugleich die Möglichkeit, den eigenen Krankheitsverlauf ohne Unterbrechung in extenso schildern zu können – lediglich mit der Gefahr verbunden, dass der Brief unter Umständen nicht gelesen wurde! Vgl. *Michael Stolberg*: *Homo patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit*. Köln u.a. 2003, 95; *Stolberg* spricht laufend auch von der großen Ausführlichkeit, ja fast Langatmigkeit der Krankheitsschilderungen, beispielsweise 21 ff.

²⁴ Zur Entwicklung des mittelalterlichen Briefformulars vgl. *Jürgen Herold*: *Von der *tertiaritas* zum *sermo scriptus*. Diskurswandel im mittelalterlichen Briefwesen und die Entstehung einer neuen Briefform von der Mitte des dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts*. Erscheint 2008 in *Antenhofer* u. *Müller* (wie Anm. 10).

²⁵ Siehe dazu beispielsweise *Hans M. Schaller*: *Ars dictaminis, ars dictandi*. In: *Lexikon des Mittelalters*, Band 1, Aachen bis Bettelordenskirchen. München u. Zürich 1980, 1034-1039.

²⁶ Vgl. *Reinhard M. G. Nickisch*: *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre (1474-1800)*. Göttingen 1969 (= *Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen und englischen Philologie und Literaturgeschichte*, 254); *Inka K. Kording*: „Wovon wir reden können, davon können wir auch schreiben“. *Briefsteller und*

Briefkynige. In: Beyrer u. Täubrich (wie Anm. 6), 27-33; *Emil J. Polak*: Medieval and Renaissance letter treatises and form letters. A census of manuscripts found in Eastern Europe and the former U.S.S.R. Leiden u.a. 1993 (= Davis medieval texts and studies, 8); *Adriana Chemello*: Il codice epistolare femminile. Lettere, “Libri di lettere” e letterate nel Cinquecento. In: Zarri (wie Anm. 6), 3-42.

²⁷ So bedeutete *Zeitung* ursprünglich ‚Botschaft, Nachricht, Meldung‘; Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. von *Elmar Seebold*. Berlin u. New York ²³1999, 906.

²⁸ Vgl. dazu auch *Schnalke* (wie Anm. 5), 15 f.; zu den verschiedenen Funktionen der Briefkommunikation vgl. *Antenhofer* (wie Anm. 2), 254 ff.; *Nickisch* (wie Anm. 6), 13 ff.

²⁹ Die so genannte „Ausdrucksfunktion“ in der Form, dass ein Ich im Brief Botschaften über sich selbst gibt, sich selbst ausdrückt, ist für die mittelalterlichen Briefe weit seltener zu finden. Wenn sich die Briefeschreiber/innen zu sich selbst und ihrem Befinden oder gar ihren Emotionen äußern, ist wiederum zu hinterfragen, inwieweit es sich hierbei nicht um Strategien handelt; vgl. dazu *Antenhofer* (wie Anm. 2), 266 ff.

³⁰ Zum Wandel dieses Begriffes vgl. *Eberhard Wolff*: Perspektiven der Patientengeschichtsschreibung. In: Norbert Paul u. Thomas Schlich (Hgg.): *Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt a.M. u. New York 1998, 311-334.

³¹ *Barbara Duden*: *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart 1987; *Stolberg* (wie Anm. 23).

³² Vgl. etwa *Mathias Beer*: Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400-1550). Nürnberg 1990 (= Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte/Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, 44); *Ann Crabb*: *The Strozzis of Florence. Widowhood and Family Solidarity in the Renaissance*. Michigan 2000 (= Studies in medieval and early modern civilization)

³³ Vgl. beispielsweise die Arbeiten von *Cordula Nolte*, *Karl-Heinz Spieß*, *Jörg Rogge*, *Heinz-Dieter Heimann*, *Jürgen Herold*.

³⁴ Für den Quellentyp „Patientenbriefe“ siehe hingegen den kürzlich erschienenen Sammelband von *Martin Dinges u. Vincent Barras* (Hgg.): *Krankheit in Briefen im deutschen und französischen Sprachraum. 17.-21. Jahrhundert*. Stuttgart 2007. Er beschränkt sich jedoch auf die Neuzeit und Moderne.

³⁵ Vgl. *Stolberg* (wie Anm. 23), 26.

³⁶ Schnalke spricht in diesem Zusammenhang von der Heterogenität der im Brief geäußerten Gedanken, *Schnalke* (wie Anm. 5), 18.

³⁷ Vgl. *Cordula Nolte*: Familie, Hof und Herrschaft. Das verwandtschaftliche Beziehungs- und Kommunikationsnetz der Reichsfürsten am Beispiel der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (1440-1530). Ostfildern 2005 (= Mittelalter-Forschungen, 11), 363 ff.

³⁸ „Durchläuchtigste Madonna meine Mutter. Nachdem ich in diesen Tagen den Brief eurer Herrschaft vom 6. Tag des gegenwärtigen Monats erhalten habe und weil ich neugierig war, von ihrem Zustand zu hören, wandte ich mein Auge sofort auf das letzte Kapitel dieses Briefes, in dem sie mir von ihrem besseren Zustand Bescheid gab und mir mitteilte, dass sie Gott sei Dank die letzten beiden Tage fieberfrei gewesen war.“

³⁹ Vgl. *Nolte* (wie Anm. 37), 371.

⁴⁰ „Illustrissime etc. Et si illustrissime dominationi vestre significare malemus res prosperas quam adversas tum cum proprium sit vere amicitie et affinitatis que occurrant in utramque fortunam pari modo invicem significari debere noluimus pretermittere quin casum et si nobis molestissimum maxi-

mique doloris eidem scriberemus accidit a quibusdam mensibus citra ut illustrissima q(uedam) genitrix nostra lenta quadam febre fere assidua vexata sit quatuor deinde dies tum transiere quibus eadem illustrissima genitrix nostra gravius quam solita erat egrotare cepit adeoque vehementi impetu febris ipsa supervenit ut nullis somtis remediisque medicinalibus in hac vita mundana retineri quiverit hodierna igitur die circa septimam horam noctis sumptis summa cum devotione ut optimos christianos decet sanoque mentis et cordis intellectu sacramentis ecclesiasticis expiravit non sine animi nostri gravissimo merore accerbissimoque luctu et contristatione. Amisimus enim singularis modestie et integritatis preclara genitrice nobis et dominam privatique sumus hac subsequuta crudeli morte ineffabili eiusdem iocunditate consuetudineque participem vero illustrissima dominatio vestra de huiusmodi casu fecimus ut officio nostro erga eandem ut tenemur satisfaceremus. Dedentes nos ex corde prefate illustrissime dominationis vestre que diu feliciterque bene prospereque valeat.” (ASM AG b. 2897 I. 103 c. 39r; 7. November 1481; Federico de Gonzaga an seine Verwandten und Freunde).

⁴¹ Siehe dazu *Luca Beltrami*: L' annullamento del contratto di matrimonio fra Galeazzo Maria Sforza e Dorotea Gonzaga (1463). In: Archivio Storico Lombardo 6 (1889), 126-132; *Stefano Davari*: Il matrimonio di Dorotea Gonzaga con Galeazzo Maria Sforza. In: Giornale Ligustico XVII (1890), 3-43; *Giuseppe Amadei u. Ercolano Marani*: I Gonzaga a Mantova. Milano 1975, 48. Bei Dorotea werden aber auch politische Gründe als Motiv für die Lösung der Verlobung vermutet; Dorotea starb wenig später offiziell an der Schmach der Ablehnung und an gebrochenem Herzen. Manche Forscher/innen und auch Zeitgenoss/inn/en vermuteten dahinter jedoch eher einen Giftanschlag, um die ungeliebte Braut zu entfernen. Susanna, die erste Braut, war schon als Kind mit dem Sforza-Sohn verlobt worden; als sich die ersten Anzeichen der Buckligkeit bemerkbar machten, war die Verlobung jedoch aufgelöst worden. Sie kam daraufhin ins Kloster. Ausführlich dokumentiert ist diese schwere Zeit auch im Band VII des Carteggio des Mantuaner Gesandten in Mailand, vgl. *Leverotti* (wie Anm. 4).

⁴² Vgl. *Severidi* (wie Anm. 4), 234.

⁴³ In der Medizingeschichte gibt es eine lange Diskussion, ob historische Krankheitsbezeichnungen mit heutigen Bezeichnungen gleichgesetzt werden können. – Eine Frage, die insgesamt historische Begrifflichkeiten betrifft, deren Bedeutung sich im Laufe der Zeit meist erheblich ändert. Insofern verursacht auch jede Übersetzung einen zusätzlichen Eingriff, den ich dahingehend zu umgehen versuche, dass ich möglichst auch das Original zitiere bzw. die Begriffe der Quellen verwende. Zur Frage der historischen Krankheitsbezeichnungen vgl. *Karl-Heinz Leven*: Krankheiten: Historische Deutung versus retrospektive Diagnose. In: Paul u. Schlich (Hgg.) (wie Anm. 30), 153-185.

⁴⁴ „Ich hoffe, bei der Gnade Gottes, dass es mir gut geht, nachdem ich, seit mich das Fieber verlassen hat, nichts anderes gehabt habe außer ab und zu ein bisschen Traurigkeit oder ‚fumanella‘ (‚Nebelchen‘), wie es jenen meines Alters ergeht, da ich mich so bald nicht erholen kann, doch jeden Tag fühle ich, wie ich stärker werde.“

⁴⁵ Synonym mit Krankheit; „blöde“ bedeutete entsprechend „krank“. *Jacob u. Wilhelm Grimm*: Deutsches Wörterbuch. Elektronische Ausgabe der Erstbearbeitung von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (Der Digitale Grimm). Frankfurt a.M. 2004, 138 u. 141.

⁴⁶ „Unseren Protonotar überkam das Fieber“; ASM AG b.2102bis c.391-392; 19. September 1475; Barbara von Brandenburg an ihren Gemahl Ludovico; es handelt sich um ihren Sohn Ludovico, der später Bischof werden sollte.

⁴⁷ „Gestern ging es unserem Protonotar gut, er war mehr als acht Stunden lang guten Mutes und frei von Fieber: Als die Stunde des Verdachts bereits lange vorüber war, war er immer noch fieberfrei und hatte Lust zu essen, und so gab man ihm um ein Uhr nachts das Abendessen, welches aus

Brotsuppe bestand mit dem Flügel eines Huhnes und zwei ‚turchi‘ [‚Türken‘, Bedeutung unklar] und er aß mit gutem Appetit und fröhlich, sodass ich dachte, dass er fieberfrei sei. Um circa drei Uhr überkamen ihn jedoch Kälteschauer [‚grisoli de freddo‘], dann erhitze er sich und hat bis zur jetzigen Stunde Fieber gehabt, von dem er noch immer nicht frei ist. Nicht, dass es eine große Sache gewesen sei, noch dass es ihn sehr gequält habe oder ihn am Schlafen gehindert. Dann ist noch ein Zweites passiert, dass nämlich unsere Paula um neun Uhr Schauer [‚grisoli‘] und große Starre [‚rigore‘] überkamen, die eine Stunde und ein Drittel, vielleicht auch etwas länger dauerten; dann erhitze sie sich sehr, hatte große Unruhe und schlief schlecht. Jetzt gab man ihr ein Glas gekochtes Wasser mit Gerste statt Sirup und sie ist eingeschlafen. Ich werde weiterhin den Fortschritt beobachten, den sie machen, und eure Herrschaft darüber auf dem Laufenden halten.“

⁴⁸ Wohl Paulas Hofdamen.

⁴⁹ „Nui de qua non possiamo se non dirve de guai tribulatione nostre hozzi havemo dal illustre signor conte de Goricia quanto vedereti per l’alligata sua littera. Filippo da Parma ce scrive questo medesimo effecto cioè che Paula vostra sorella ultra ‘l malle che ha havuto a pecti e ali occhii (domenica) de nocte hebbe etiam uno accidente che stette stramortita che non poteva parlare forse per spacio d’una hora cum passione de cuore e mente non che lui lo sapia perchè habia veduto ma perchè cussí da le donne li è dicto. El conte non vole che alcuno vada ad lei e lui vole essere quello chi serva ala (paiolata). Lasiamo pensare a vui como essa Paula debbe essere ben servita.“ (ASM AG b. 2104b c. 302; 20. August 1479)

⁵⁰ ASM AG b. 2104b c. 307; 4. September 1479; Barbara an Federico.

⁵¹ Vgl. dazu *Antenhofer* (wie Anm. 2), 139; die genauen Umstände ihres Todes sind jedoch nicht bekannt.

⁵² Federico hatte eine sehr enge Bindung zu seinen Kindern, dies zeigte sich besonders auch nach dem frühen Tod seiner Gattin Margarete 1479 und anlässlich Chiaras Heirat nach Frankreich; vgl. *Antenhofer* (wie Anm. 2), 256; *Severidi* (wie Anm. 4), 113.

⁵³ „Federico heri matina che era duodice hore passate me mandò a dire che ‘l voleva andare a nostra dona de gratia perchè sua figliola havea gran male e che volesse andare la. Subito gli andai ne tuto heri e questa nocte mai me ne son partita. Il caso suo è stato questo: me pare che heri de nocte tra le 8 e le 9 hore gli principiasse accidenti de epilensia [sic] ma se vole dire che siano stati dolori de stomaco che è pur cussí sono causat(i) de la et ne hebe heri circa duodice de questi accidenti che la s(ignoria) vostra non vite mai la più teribele cosa de affano in un copo [sic] humano. Ma ge ne vene sei che non era finito l’uno che l’altro era in gran principio e cum tanto affano de questa povera putta che era la mazor compassione del mondo. Non poteva star ferma per alcuno modo non oldeva ne vedeva pigliare cibo niente e li denti nigravati e tanta abundantia de cataro che ‘l havea pieno el pecto la golla e la bocha che non era possibile ge ne potesse star più cum rocho manifestissimo in forma che li medici et ogni persona ne era fori de ogni speranza. Ge fu dato lo olio sancto e recomandato l’anima e stavamo attenti che la terminasse in un attimo. Non se gli mancò per questi medici de ogni remedio e lo ultimo fu non havendo de lei alcuna speranza ma aciò se intendesse se ge fusse facto tuto quello se poteva ge deteno tre ponte de focho su la testa. Continuamo a questo modo cum questi accidenti fin in sul tardo e per se che la se resentsse un pocho e ritornoge un pocho la olduta e lo vedere e se la era chiamata la rispondeva. Quello cattaro se resolse ne so pensare a che modo in tanta abundantia era e non essendo andata ne de sotto ne de sopra. Questa nocte l’ha pigliato cibo non però gran facto bene la reposita pur alquanto e la virtude s’è pur fortificata a questo termine la se ritrova fin qui che è le 18 hor. Magistro Zohanneantonio e magistro Ludovico scrivieno particolarmente il caso suo però non me extendo più oltra. Del successo suo la s(ignoria) vostra ne serà avisata. In vero signore se può

concludere che messer Domenedio la ha resusitata e che la havuto compassione al patre et ala matre che ne erano oltra modo adolorati cussì nui altri ma el patre più de tuti che certo signore el crepava de dolore.“ (ASM AG b. 2103 c. 306; 28. September 1477)

⁵⁴ Vgl. *Peter Schneck*: Galens diätätisches Leitbild. In: Peter Kemper (Hg.): *Die Geheimnisse der Gesundheit. Medizin zwischen Heilkunde und Heiltechnik*. Frankfurt a.M. 1996, 115-126.

⁵⁵ „Wir hatten großes Missfallen über dieses dein kürzliches Fieber, denn wir befürchten, wenn du weiter in dieser Art fortfährst, könnte sich daraus Quartana entwickeln. Es scheint uns aber, dich daran erinnern zu müssen, dass du den Sinn darauf legen musst, dich so zu verhalten, dass du dazu keinen Grund gibst. Denn wenn es dich in die Quartana „werfen“ wird, dann kannst du dir vorstellen, wie es dir gehen wird. Das sagen wir, damit du aufpasst, dir keinen Grund dazu zu geben, und weil wir gehört haben, dass du nicht gefolgt hast, weil du aus dem Haus gehen wolltest und zu viel Luft abbekommen und Trauben gegessen hast. Wir haben dich dorthin [nach Goito, einem Landsitz der Gonzaga, C.A.] geschickt zu deinem Besten, damit du dich besser erholen und gesund bleiben kannst. Und wenn dir ein Übel widerfährt, weil es Gott so gefällt, dann hätten wir Geduld, doch wenn es dir zustieße aus deinem eigenen Verschulden und weil du wenig auf dich Acht gibst, dann würde uns das nur allzu sehr schmerzen. Doch nun mögest du bei Gott dich auf deinen Zustand besinnen und darauf schauen, gesund zu werden und uns nicht Kummer zu bereiten indem es dir nicht gut geht. Schau darauf, dass du nicht viel Luft abbekommst, ehe du nicht gut erholt bist, und kein Obst noch Trauben zu essen, die für eine Person, welche krank war, von großer Gefahr sind.“

⁵⁶ Vgl. den Brief Barbaras an Leonhard von Görz, wo sie diesem versicherte, dass jeder der Gonzaga sogar mehrere Ärzte zur Verfügung hatte: „Auch in halt, da mit er ursach hab, lenger zu pleiben, wan unser tochter Paula vor mals vir oder sex arczt ursach ir cranckait halb gehabt hat. Des geleich unser herr und gemahel loblicher gedechtnus hetn mer dan acht arczt zu Manta.“ (TLA Sigm 4a.029.085; 28. Jänner 1479); die Abkürzung TLA bezeichnet das Tiroler Landesarchiv; Sigm steht für die Abteilung Sigmundiana.

⁵⁷ So etwa bei einem akuten Krankheitsfall Paulas im November 1477; ASM AG b. 2895 l. 85 c. 60r.

⁵⁸ TLA Pestarchiv I/173; folio 39. Barbara an Leonhard. „Impresentiarum mittimus Johannem de Colonia famulum nostrum quia in arte speciarie aliquid est edoctus maxime in aquis herboraliis faciendis.“ Johannes von Köln erschien auch in der Folge immer wieder im Görzer Gebiet; so kam er im Februar 1480 in die Lienzer Gegend, um Kristalle für Federico einzukaufen. (TLA Sigm 4a.029.102; 20. Februar 1480; Barbara an Leonhard).

⁵⁹ „Io sto molto bene per la dio gratia e senza doglia di capo. E vero che le due notte precedente ho havuta un pocho de febre assay lezera e questo credo perchè sabato proxime passato manzay un pocho de insalata con civiolete fresche e porzelane poche dentro et la domi(ni)ca dopo cena immediate cavalcai asolazo per modo che credo me savazasse el cibo nel sto(ma)co che fusse casone de corrompere esso cibo perchè la martina me sentí ne la gola como ovi marci ma spero che non harò altro male mediante la dio gratia et la bona guardia che ho deliberata de fare. Prego vostra illustre s(ignoria) mi pardini se non glie scrivo de mia mane perchè il messo se parte tropo infreza et io non scrivo tropo velocemente. Et(iam) perchè sentendome hora bene non voria comovere la doglia di'l capo stando china con esso.“ (ASM AG b. 2103bis c. 696; 10. Juni 1478)

⁶⁰ „Ich hätte wohl, um meine Pflicht zu erfüllen, diesen Brief an eure Durchlaucht eigenhändig geschrieben, doch das Trinken und auf der Bank liegen strengt mich so sehr an, so dass ich sie bitte, sich herabzulassen mir zu verzeihen, und ich wollte mich nicht zu sehr ermüden, um nicht so dünn nach Hause zu kommen, wie es die Magdalena ist. Ich hoffe nämlich, dass ich, wenn ich so vorgehe,

wie ich es mir vorgenommen habe, dick und kräftig zurückkommen werde. Meiner durchläuchtigen Schwester Cecilia geht es gut und mir noch besser.“

⁶¹ „Von allen den unseren, die dieses Wasser getrunken haben, verhielt sich keine Person besser als die durchläuchtige Madonna Paula und sie verträgt auch meines Erachtens das Bad und die Dusche hervorragend. Die durchläuchtige Madonna Cecilia begann gestern mit dem Trinken und sie trank zehn Gläser, zunächst mit einiger Abscheu. Beim zweiten Mal nahm sie neun und spuckte sie sofort mit großen „colere“ [Koliken?] aus, was eine ausgezeichnete Sache war. Beim dritten Mal trank sie weitere zehn und behielt sie ausgezeichnet und heute hat sie dreißig Gläser getrunken, und wenn auch mit Überdruß, so doch besser als gestern. Ich hoffe, dass sie es jeden Tag besser macht. Auch sie wird am Sonntag mit dem Trinken aufhören.“ – „Colera“ bezeichnet heute Gallenkoliken, begleitet mit Erbrechen. Vgl. *Salvatore Battaglia*: Grande dizionario della lingua italiana, Band 3. Torino 1964, 276.

⁶² Zu einem derart weiten Begriff der „Gefühle“, der auch sinnliche Wahrnehmungen einschließt, vgl. *Heiner Hastedt*: Gefühle. Philosophische Bemerkungen. Stuttgart 2005, sowie neuerdings: ders.: Kultur, Natur und Innerlichkeit in der Philosophie der Gefühle. Eine Auseinandersetzung mit der Neurobiologie. In: Agnes Neumayr (Hg.): Kritik der Gefühle. Feministische Positionen. Wien 2007, 45-62.

⁶³ Vgl. *Stolberg* (wie Anm. 23), 18; *Duden* (wie Anm. 31); zum Schmerz vgl. *Elisabeth List*: Schmerz – Selbsterfahrung als Grenzerfahrung. In: Maria Wolf u.a.: Körper–Schmerz. Intertheoretische Zugänge. Innsbruck 1998 (= Sozial- und Kulturwissenschaftliche Studententexte, 1), 143-160. Einen Forschungsüberblick zu diesem Themenfeld bietet: *Martina Kaller-Dietrich, Silvia Ruschak u. Gabriele Sörgo*: Hefteitorial. Aktuelle Kontroversen zum Thema Körper. In: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit, 4 (2004), Heft 2, 3-8.